

Die Schweiz war nie eine Kolonie

Replik Milo Raus Essay über den Zolldeal überzeugt – die Kolonie-Metapher nicht.

Milo Rau hat recht, wenn er in seinem Essay den Bückling des Bundesrats gegenüber Trump kritisiert. Das Bild von der Schweiz als US-Kolonie, das kürzlich auch Lukas Bärfuss in einem Beitrag für die «Zeit» verwendet hat, ist aber falsch. Es verharmlost koloniale Gewalt, schweigt zu Rassismus und erschwert den Blick auf die Herausforderungen der zu Ende gehenden Vorherrschaft des Westens.

Zur Erinnerung: Kolonialismus ist die Eroberung fremder Länder, Ausbeutung von Ressourcen und Menschen, rassistische Abwertung oder Zerstörung von deren Lebensweise und Kultur. Wie wir unlängst in zahlreichen Ausstellungen lernen konnten, besass die Schweiz nie Kolonien. Dennoch war sie durch Mission, Handel, Söldner, Forschung und Auswanderung eng in die europäische Expansion verflochten und fungierte als deren Dienstleisterin.

Gesittete Grausamkeit der Schweizer Demokratie

Das heisst nicht, dass Schweizerinnen und Schweizer nicht selbst auch Opfer von Gewalt und kultureller Verachtung wurden. Das war allerdings nie das Werk amerikanischer oder anderer Kolonialherren. Es war, in einer griffigen Formulierung der Autorin Melinda Nadj Abonji, die «gesittete Grausamkeit» der schweizerischen Direktdemokratie.

Diese schützte die Interessen der alteingesessenen Bevölkerung, zeigte sich aber hart gegenüber jenen ausserhalb ihrer Ordnung: Verdingkindern, jenschen «Kindern der Landstrasse», «Gastarbeitenden», deren Kinder nur illegal in der Schweiz leben durften, Heimkindern, administrativ Versorgten, Frauen bis zur Einführung des Frauenstimmrechts 1971, LGBTQ+-Gemeinschaften sowie nicht weissen und nicht christlichen Minderheiten. Die Liste der unaufgearbeiteten Traumata ist lang.

Aussenpolitisch war die Schweiz, wie der Historiker Sacha Zala in Erinnerung gerufen hat, stets eine Vasallin westlicher Imperien. Die Schweizer Doktrin lautet: «Durchwursteln» zum Schutz eidgenössischer Handelsinteressen. So wurden Schweizerinnen und Schweizer, die vor der «gesitteten Grausamkeit» ihrer Heimat flohen und nicht selten als Söldner oder Siedler in Sklaven-, Plantagen- oder Stützpunktkolonien landeten, weitgehend sich selbst überlassen. Manche scheiterten, andere stiegen in weisse Mittel- oder Oberschichten auf und erschlossen als Konsuln für Schweizer Firmen neue Märkte auf ehemals

indigenem oder kolonisiertem Land.

Vor diesem Hintergrund wirkt das Bild der Schweizer Milliardäre in Trumps Oval Office weniger aussergewöhnlich. Dennoch ist die Kritik von Rau berechtigt. Sie braucht aber sprachliche Präzision und einen weiteren Horizont. Was wir sehen, ist nicht die US-Kolonisierung der Schweiz, sondern die Neuordnung euro-amerikanischer Beziehungen im Übergang von der westlichen Expansion zur westlichen Kontraktion: Das globale Machtzentrum verschiebt sich nach Asien mit Peking im Zentrum.

Die Schweizer Doktrin lautet: «Durchwursteln» zum Schutz eidgenössischer Handelsinteressen.

Bernhard C. Schär

Der Historiker ist Professor an der Universität Lausanne und forscht zur Globalgeschichte Europas.

Das Ende der alten Ordnung bedeutet nicht das Verschwinden ihres kolonialen Erbes. Trumps Massendeportationen und Zolltarife, seine Attacken auf Rechts- und Sozialstaat, Wissenschaft und Entwicklungszusammenarbeit versprechen, alte weisse, männliche Privilegien «great again» zu machen.

Faktisch dürfte er das Ende westlicher Dominanz eher beschleunigen, worunter weder er noch seine Vasallen, sondern die Schwächsten weltweit am meisten leiden.

Für die Schweiz stellen sich zwei Fragen: Wie schützen wir fortan die Würde aller – ohne Trumpismus und ohne Rückfall in die «gesittete Grausamkeit»? Wie erzählen wir unsere Geschichte trotz ungewisser Zukunft ehrlich – ohne Negierung unserer historischen Wunden, aber mit Blick auf die Menschlichkeit aller?

Bernhard C. Schär